

DR. AUGUST RÜEGG

Universität Basel

Das Pindarische in der Poesie des Camões

(SEPARATA DA «MISCELÂNEA CIENTÍFICA
E LITERÁRIA DEDICADA AO DR. J. LEITE
DE VASCONCELOS»).



COIMBRA

IMPRESSA DA UNIVERSIDADE

1931

Sala	5
Gab.	37
Est.	33
Tab.	77
N.º	77

Das Pindarische in der Poesie des Camões

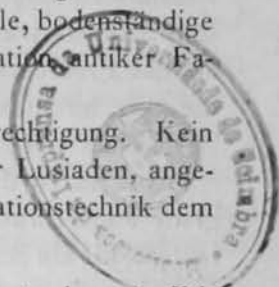
VON

DR. AUGUST RÜEGG
Universität Basel



Die aesthetische Kritik hat bis in die kürzeste Zeit im grossen und ganzen zwei Aussetzungen an Camões Meisterwerk gemacht: erstens, die *Lusiaden* seien weder ein richtiges, d. h. kunstgerechtes Epos, noch auch ein form- und wesenhaft lyrisches Gedicht, sondern eine unbefriedigende Zwitterbildung von beiden Gattungen, zweitens, sie seien nicht eine originelle, bodenständige Dichtung, sondern eine innerlich unfreie Imitation antiker Fabrikate (1).

Beide Aussetzungen haben eine gewisse Berechtigung. Kein moderner Leser kann sich bei der Lektüre der *Lusiaden*, angesichts der Form, des Zuschnittes und der Dekorationstechnik dem



(1) Ein unverkennbarer, wenn auch massvoller Vertreter der ersten Kritik ist Aubrey F. S. Bell in *Portuguese Literature* (Oxford, Clarendon Press, 1922) S. 180. und *Luis de Camões* (Oxford, University Press, 1923.) S. 89. — Es ist ganz natürlich, dass diese Kritik eher aus Kreisen von Nichtportugiesen stammt. Denn für Portugiesen von der Art T. Bragas ist das Gedicht des Camões vor allen das Dokument der nationalen Vitalität eines Volkes, das stolze Denkmal der historischen Leistung, Grösse und Einheit einer sich auf sich selbst besinnenden Nation. Ein Nichtportugiese verlangt von einem Gedicht, das zu den grössten Meisterwerken der Poesie gezählt werden soll, allgemein menschliche, nicht bloss national beschränkte Qualitäten. Der Hauptvertreter der zweiten Kritik war Friedrich von Schlegel, *Sämtliche Werke* (Wien 1846) x. S. 54. Vergl. auch: Aug. Rüegg, *Luis de Camões und Portugals Glanzzeit im Spiegel seines Nationalepos*, Basel, Helbing und Lichtenhahn, 1925. S. 1. ff. 71, 96, 120, 156, 186.

Eindruck einer gewissen Befremdung entziehen. Dennoch sind wir der Auffassung, dass diese Kritik oberflächlich ist und sich aus einem ängstlichen, vielleicht sogar pedantisch zu nennenden Festhalten an konventionellen literarischen Kategorien erklärt, und dass sie einer tieferen kulturhistorischen und menschlichen Würdigung der Dichtung hindernd im Wege steht. Wir fühlen uns deshalb veranlasst, uns mit ihr heute, mitten im Kampf um die Kunstideale unserer neuen Welt, ernstlich auseinander zu setzen, und unsrem allem wahrhaft Grossen aufgeschlossenen modernen Geschlecht das Verständnis und den Zugang zur Poesie des Camões zu erleichtern.

Man kann es natürlich diesem modernen Geschlecht nicht verwehren, dass es entsprechend seiner Erfahrungsreife und seiner erlebnissatten Verwöhntheit den Dichter des *Don Quijote* dem Poeten der *Numancia* vorzieht, dass ihm der *Hamlet* Shakespeares mehr sagt als desselben Dichters *Henry V*, und ihm die grandiose Einfalt, Geschlossenheit und Majestät der Cid- und Rolandsdichtungen, die jugendlich frische Direktheit von Persönlichkeiten wie Lope de Vega und Murillo weniger bedeuten als das Problematische und Komplizierte, die Zerrissenheit und die von furchtbaren Spannungen erfüllte Leidenschaft in der Seele eines Greco oder Goya.

Aber es ist durchaus falsch den Heroismus des Camões als glatte Junkerbravour und sein Epos als eine blossе Trompetenfanfare, als ein Stück obligater Verherrlichungspoesie aufzufassen.

Schon die äusserlichsten Beobachtungen genügen einen ernsthaften Forscher davon zu überzeugen, dass Camões nicht als *Simplist* abgetan werden kann, dass er im Gegenteil eine sehr komplexe Persönlichkeit und dass sein Epos ein sehr kompliziertes Dichtwerk ist. Camões hat sich unverkennbar zur Erhöhung des Glanzes seiner Dichtersprache ausgiebig der Mittel römischer, insbesondere virgilischer Technik bedient, aber sein klassisch-antiker Geschmack hat ihn nicht gehindert, die virgilische Sprache in das modernste und vollkommenste Strophen und Versmass seiner Zeit, in die Oktavenform des Ariostischen *Orlando* zu giessen. Des fernern beweist die Entstehungsgeschichte der *Lusiaden*, wie sie von W. Storck, *Luis de Camoens Leben* (Pader-

born, Schöningh, 1890), S. 238, 283, 393, 425, 429, 435, T. Braga, *Camões, Época e Vida*, (Pôrto, Chardron, 1907), S. 295, 417, 469, 514, 517, 563, 574, und Aubrey F. S. Bell, *Luis de Camões* (Oxford, University Press, 1923), S. 76 und 77, dargelegt worden ist, dass das portugiesische Nationalepos nicht in einem Schmiss hingeworfen worden ist, sondern dass man es im vollsten Sinn des Wortes als ein Lebenswerk bezeichnen muss. Die verschiedenartigsten Erlebnisse und Eindrücke, zeitlich und örtlich weit auseinanderliegende Geschehnisse haben Camões zum Schaffen angeregt, zur Aus- und Umgestaltung bewogen und zur letzten Formulierung veranlasst. Reisen und Kämpfe, Kindheits-eindrücke und Volksstimmungen, klassische Schullektüre und die Veröffentlichung von Werken zeitgenössischer Geschichtschreiber haben Camões nacheinander oder neben- und miteinander zu seiner Arbeit inspiriert. Es lassen sich Spuren aufeinanderfolgender Aenderungen, d. h. Umstellungen, Ergänzungen und Nuancierungen in grosser Zahl aufzeigen. Die verschiedenartigsten Tendenzen und Gefühle sind dem Werke zu Gevatter gestanden: der enthusiastische Stolz des jungen Coimbraners auf die Grosstaten seiner Nation und der jugendliche Ehrgeiz des brillanten Humanisten in einer dem historische Ruhm Portugals geweihten Dichtung den herrlichen Beispielen Homers und Virgils nachzueifern; ferner der edle Wunsch, dem König und den «Baronen» seines Landes das zu formulieren und zu bieten, was Ariost und Tasso ihren fürstlichen Gönnern formuliert und geboten hatten, ein inspirierendes Symbol und ein literarisches Denkmal ihres hohen Strebens; ferner die heimweh- und entbehrungs-satte Verehrung des Kolonisten und Verbannten, der erst in der Ferne richtig erfasst, was er seinem Volke und seiner Heimat verdankt, was es überhaupt für etwas Hehres und Heiliges ist um das Werden und Wirken einer Nation, wie unentbehrlich und unersetzlich das Bewusstsein ist, ein Stück Boden sein eigen nennen zu können, einer geschlossenen Gemeinschaft von Schicksalsgenossen anzugehören, mit andern zusammen an der selben grossen geschichtlichen Aufgabe zu arbeiten (was er alles bei der Lektüre Virgils und der Decaden des Barros und angesichts der Unternehmungen der indischen Vizekönige in Goa auf verschie-

dener Stufe seiner Entwicklung mit zunehmender Eindringlichkeit empfand.), schliesslich das Bedürfnis denen, die zu Hause blieben und von den Gefahren und Erfolgen, von der Unternehmungskühnheit und den Strapazen der Pioniere Gewinn zogen, zu erzählen, was er selbst auf dem Meer und im Kampf mit den Elementen, was alle portugiesischen Seeleute seit dem Prinzen von Sagres, seit dem Umfahren des stürmischen Caps und dem Entdecken des Seewegs nach Indien erlebt hatten, das Bedürfnis sich am Abend seines Lebens an das Schwere und Grosse, das man durchgemacht hat, zu erinnern und den Zeitgenossen und Nachkommen als Testament die Aufzeichnung der eignen Mühen und des hohen Willens seiner Zeit zu hinterlassen.

Was nun das antike Gewand, oder besser gesagt, die antikisierenden Dekorationsmotive und Muster in der poetischen Aufmachung der *Lusiaden* angeht, so sehen wir darin nicht ein blosses Sichaufputzenwollen und Kokettieren mit fremden Federn. Diese Anlehnung an antike Vorbilder, dieses Parallelisieren und Rivalisieren mit der griechisch-römischen Geschichte, dieses beständige Erinnern und Anspielen an die Helden und Grosstaten eines als grossartig und klassisch geltenden goldenen Zeitalters der Geschichte liegt in den tatsächlichen Vorgängen und Persönlichkeiten der portugiesischen Geschichte des anhebenden 16. Jahrhunderts begründet, und Camões ist nicht der einzige, der dem Charakter der Zeit entsprechend antikisiert, sondern Barros, der klassische Historiker der Entdeckung und Eroberung Indiens und alle seine im vollen Bewusstsein auf der Höhe ihrer Zeit stehenden Zeitgenossen antikisierten in gleichem Masse.

Dem Eindruck, dass jene Zeit und ihre Männer etwas vom Gepräge spartanischer und römischer Männlichkeit hatte, kann sich heute noch keiner, der die portugiesische Geschichte des Entdeckungszeitalters studiert, entziehen. Selbst in der chirurgisch schmerzlichen, stellenweis in ironische Schärfe ausartenden Kritik, die Oliveira Martins in seiner Darstellung des 16. Jahrhunderts an seinem Volk ausübt, taucht das Bild der karthagischen Grösse Lissabons und die bald als hannibalisch, bald als scipionisch oder alexandrisch empfundene Grösse des Ausmasses der Persönlichkeit Alfonso Albuquerque, des «Terribile», des «See-

löwen» immer wieder auf⁽¹⁾. Es fehlt nicht an Nachrichten, die es als glaubwürdig erscheinen lassen, dass sich Albuquerque und die besten seiner Zeitgenossen, angeregt durch plutarchische Eindrücke und die imposanten Aufgaben, die ihnen das Geschick stellte, so gut wie der mazedonische Alexander und der römische Trajan als Träger epischer Heldengrösse und monumentaler Menschheitsmissionen vorkamen.

Teófilo Braga hat durchaus recht, wenn er auf Seite 119 ff. und namentlich 123 seines dem Dichter der *Lusiaden* gewidmeten Bandes der portugiesischen Literaturgeschichte betont, dass Camões nicht die Helden der Entdeckung antik aufgeputzt habe, sondern dass diese in ihrem Wesen jene Eigenschaften eines tatenmutig trotziges Geistes, einer unbeirrten Staatstreue, der stoisch wortkargen Sittenstrenge und der Unbestechlichkeit aufwiesen, welche Livius und Horaz ihren Fabricius, Regulus, Cincinnatus und Cato nachrühmten, welche noch Dante an seinem Virgil und Cato, Corneille an seinem Horace und Shakespeare an seinem Brutus und seinem Coriolan als römisch empfand.

Der römischste unter diesen lusitanischen Römern ist ohne Zweifel Alfonso Albuquerque, eine Gestalt von solch hartem Metall und von solch herber Kantung, wie man sie im ozeanisch und südlich milden Klima Portugals von vornherein nicht fürmöglich hielt. In seiner von Offizieren und Soldaten mit eiserner Strenge das Unmögliche verlangenden, sie bis aufs Blut anstregenden Gebieterart und in seinen grosszügigen Plänen erinnert er an Marius und an Alexander, in seinem die Untergebenen bis zur Meuterei und zur Desertion treibenden schroffen Eigensinn gleicht er jenen Diktatoren der römischen Frühzeit, die mit ihren *Magistri equitum* in stetem Konflikte lebten, seine originellen Einfälle und sein trockner Humor haben etwas mit dem Geiste Catos Verwandtes⁽²⁾, seine disciplinarische Strenge, wie er die Soldaten unter den Glutten der tropischen Hitze und geplagt vom

(1) Oliveira Martins, *História de Portugal*, Parceria A. M. Pereira, Lisboa, 1920, tòm. I, s. 265 ff.

(2) Vergl. Barros, *Déc. II*, liv. IV, cap. 5. F. de Almeida, *História de Portugal*, Coimbra, 1924, tòm. II, s. 242, und Barros, *Déc. II*, liv. V, cap. XI.

Hunger, mit dem Bau von Festungen und Schanzwerken beschäftigte, so dass ihnen die Schlachtstage wie Feier- und Festtage vorkamen, lässt uns an Klearch und Leonidas denken (1). Den Geist Alexanders atmet die Politik der Völkerverschmelzung, die er in Indien anbahnte (2). Und wie eine herodoteische Geschichte mutet es uns an, wenn uns erzählt wird, dass nach dem Tode des «Schreckens der Meere» die Eingeborenen Indiens, wenn sie sich von den portugiesischen Gouverneuren ungerecht behandelt fühlten, noch jahrelang zu seinem Grab wallfahrten, seinen Manen Oel für die Lampe und Gänseblümchen opferten und ihn darum baten, dass er ihnen zu ihrem Recht ver helfe (3).

Aber der grosse Albuquerque ist, wie gesagt, nicht der einzige Held antiken Stils seiner Zeit. Der Schmerz, den Bartholomeu Dias empfand, als er von seiner erschöpften und meutern den Mannschaft jenseits des «hoffnungsverheissenden» Caps zur Umkehr gezwungen wurde, ehe er sein Ziel, das «gelobte Land» Indien erreicht hatte, erinnert durchaus an die bittere Enttäuschung, die dem heroischen Mose in der Wüste und dem Eroberer Alexander am Hyphasis beschert war (4). An Odysseus und seine Landung im Phaeakenland gemahnt die unbeschreibliche Freude, mit der die Seefahrer gelegentlich nach monatelangen Sturmfahrten festes Land betraten (5). Und wenn Vasco da Gama vor seiner Heimreise den fernsten Punkt, den er auf seiner Indienfahrt erreicht hat, stolz mit seinem Padrão (Wappenpfeiler) markiert, so denkt man unwillkürlich an die Marksteinaltäre, mit denen Alexander der Grosse den fernsten von ihm erreichten Punkt in Indien kennzeichnete (6). Die stoisch gefasste Seelengrösse, mit welcher der Vizekönig Francisco d'Almeida und späterhin João de Castro die Nachricht vom Schlachtentod ihrer

(1) Vergl. Barros, *Déc. II*, liv. v, cap. ix.

(2) Vergl. Barros, *Déc. II*, liv. v, cap. xi.

(3) *Comentários do grande Albuquerque*, ed. António Baião, Coimbra, 1923, IV Teil, cap. iv.

(4) Barros, *Déc. I*, liv. iii, cap. iv.

(5) Barros, *Déc. II*, liv. vii, cap. ii.

(6) Barros, *Déc. I*, liv. iv, cap. xi.

Söhne aufnahmen (1), fordert den Vergleich mit der Haltung heraus, die Aemilius Paulus und Horatius Pulvillus nach Valerius Maximus (V. 10. 1, 2.) in ähnlichen Lagen gezeigt haben. Der Brief, den der nämliche João de Castro als Vizekönig an seinen heldenhaft ungestümen Sohn schrieb (2), könnte fast ohne Aenderung ein Aemilier oder Cato an seinen Sohn geschrieben haben. Wenn man liest, wie der junge Dom Lorenzo d'Almeida, dem in der Seeschlacht ein Kanonenschuss die Hüfte zerschmetterte, sich an einen Mast binden liess und Gott um die Gnade bat, ihm nur noch soviel Kraft zu gewähren, dass er die Seinigen mit Worten zum Sieg im Kampf für den heiligen Glauben ermutigen könne, so kommt einem ohne weiteres das plutarchische Bild des bei Mantinea tödlich verwundeten Epaminondas in den Sinn (3). Wenn Dom João de Castro der Stadt Goa, um von ihr zum Wiederaufbau der ruhmvoll verteidigten Feste Diu ein Anlehen von 20.000 Pardaos zu bekommen, den Bürgern als Pfand das Gebein seines Sohnes oder die Haare seines Bartes verpfändet und die verlangte Summe auf Grund dieses Pfandes wirklich erhält, so erinnert uns die edle Einfalt dieser Geste an die Zeiten des Cyrus und des Darius (4).

Wie ein Aristides, so arm starb der selbe Dom João inmitten seiner vizeköniglichen Herrlichkeit und hinterliess auf diese Weise den deutlichsten Beweis seiner fast asketischen Uneigennützigkeit (5).

Wer davon hört, mit welcher dämonischen Energie Duarte Pacheco die körperlich gebrechliche und willensschwache Persönlichkeit des Königs von Cochins zum Krieg gegen den gewaltigen Samorin von Calicut elektrisierte und mit 70 Portugiesen in den Grenzpassn Cochins einen erfolgreichen Widerstand gegen die

(1) Vergl. Barros, *Déc. II*, liv. II, cap. IX, und *Vida de Dom João de Castro* por Jacinto Freire de Andrade, ed. Francisco de S. Luis, Aillaud, Alves & Co., Paris, 1869, s. 174.

(2) F. de Almeida, *História de Portugal*, tom. II, s. 354.

(3) Barros, *Déc. II*, liv. II, cap. VIII.

(4) *Vida de Dom João de Castro* por Jacinto Freire de Andrade, s. 208 ff. und F. de Almeida, *História de Portugal*, tom. II, s. 355.

(5) *Vida de Dom João de Castro*, s. 294 ff.

50.000 Mann zählende Kriegsmacht des Feindes organisierte, und mit welcher heldenmütigen Ausdauer Mascarenhas den Ruinenhaufen der Festung Diu so lange hielt, bis der Ersatz des Gouverneurs ihm Ablösung brachte, der kann nicht umhin, des Leonidas und seiner Thermopylenstellung zu gedenken. Selbst die Gestalt des baskischen Apostels des Christentums, des Franciscus Xaverius, die im ganzen freilich eher den Geist des hl. Paulus und Christi selbst, als das pagane Heldentum der plutarchischen *viri illustres* atmet, hat etwas Odysseisch-Hellenisches. Der unersättliche Forschertrieb, der den Missionar des fernen Orients restlos von einem Feld der Christuspredigt zum andern trieb, von Malabar nach Coromandel, von Coromandel nach Malacca und Siam, von Siam nach den Molukken, von den Molukken nach Japan und von Japan nach China, an dessen Toren er erschöpft zusammenbrach, der heroische Drang lehrend und lernend, andre zu verstehen suchend und andern Erkenntnisse bringend, neue Welten zu erfassen und dem eignen Geiste einzuverleiben, hat zweifellos etwas Herodoteisches.

Es ist daher durchaus nicht verwunderlich, wenn Barros im Prolog zu seinem monumentalen Geschichtswerke den Eroberungszug der Portugiesen in Parallele setzt zum Zug Alexanders des Grossen.

Es ist also sachlich gut begründet, wenn derselbe Historiker an mehreren Stellen seines Werkes darauf hinweist, dass die heroischen Leistungen der Portugiesen denen der alten Griechen und Römer nicht nur gleichkommen, sondern sie sogar überbieten. Denn die Fahrt des Herkules und der Argonauten, des Aeneas und des Ulixes, so argumentiert Barros im 11. Kapitel des 4. Buches seiner ersten Decade, nachdem er der Reihe nach alle von Vasco aufgestellten Wappenpfeiler aufgezählt hat, vollzogen sich alle im Bereich desselben Klimas. Die Griechen und Römer fuhren bloss in einem verhältnismässig kleinen Binnenmeer und entfernten sich eigentlich nie von der Küste. Die Portugiesen dagegen wagten sich über das freie Meer hinaus bis zu den Antipoden, sie ertrugen, geschwächt durch endlos lange Fahrten, nicht nur die Gewalt der Stürme, die kriegerische Feindschaft fremder Völker, Hunger, Durst, Verrat und List und die Krankheiten, die dem schroffen Wechsel klimatischer Bedingun-

gen und der schlechten Ernährung zu folgen pflegen, sie trugen als Kämpfer Christi das Zeichen des heiligen Kreuzes in Afrika, Persien und Indien zu Völkern, denen das Evangelium bis dahin unverkündet gewesen war, und namentlich sind ihre Taten nicht legendarische Phantasien, sondern unzweifelhafte Wahrheiten (1).

Auf Grund dieser Feststellungen kann Camões unmöglich der Vorwurf gemacht werden, er habe mehr oder weniger gewaltsam und seinem eignen, nicht einwandfreien Modegeschmack folgend, seinen Helden einen römischen Zuschnitt gegeben. Camões hat die Geschichte des portugiesischen Seereiches nicht in eine antikisierende Maskerade umgewandelt, sondern er hat mit ähnlichen Mitteln wie Corneille und Shakespeare das tiefste und wesentlichste Charakteristicum der portugiesischen Heldenzeit herausgearbeitet.

Aber nicht nur in der Herausarbeitung des »römischen Heldegeistes« lehnt sich Camões an Barros und an das literarische gebildete Selbstbewusstsein der führenden Persönlichkeiten des Eroberungszeitalters an, sondern in der spezifisch christlichen Auffassung der maritimen Expansionspolitik der Portugiesen: in der Grundanschauung die Fahrt nach Indien sei eine Art Kreuzzug, ein Missionierungsunternehmen, und die portugiesischen Seefahrer seien Vorkämpfer der abendländischen Christenheit im Ringen gegen den maurischen Islam des Ostens. Nicht Camões, sondern Barros und dessen Zeitgenossen haben erstmals antipagane und mittelalterlichechristliche Maßstäbe bei der Beurteilung und Verherrlichung der nationalen Grosstaten unbeirrt neben einander verwandt.

Barros betont ausdrücklich, dass König Manuel als Haupt des Christusritterordens und auf Grund einer besondern Inspiration Gottes in erster Linie zur Gewinnung neuer Christen und zur Ausbreitung des Evangeliums (die politischen, militärischen, kommerziellen und wissenschaftlichen Gründe kamen erst in zweiter und dritter Linie) sich zur Entsendung Vasco da Gamas entschlossen habe (2).

(1) Vergl. auch Barros, *Déc. I*, liv. v, cap. 1, und *Déc. II*, liv. II, cap. IV.

(2) *Déc. I*, liv. VI, cap. 1.

Der Erfolg der Entdeckungsfahrt und der ganze grossartige Verlauf des portugiesischen Siegeszugs wird als ein Wunder, als eine besondere Gnade und Gunst Gottes dar gestellt (1). Die Erstellung des prachtvollen Gotteshauses von Belem mit einem Teil des indischen Geldes ist der Dank, den Manuel dem göttlichen Initiator und Genius des indischen Unternehmens abstattet (2). Portugal hat sich durch seine kühne Vorkämpferschaft im Kampf gegen den Halbmond um alle andern europäischen Nationen verdient gemacht und hat Anspruch auf deren Dank und Achtung (3). Barros bedauert aufrichtig, dass das an sich nicht grosse christliche Abendland, im Innern durch Glaubensstreitigkeiten zerrissen und durch politische Rivalitäten geschwächt, nicht im stande ist, das Beispiel Portugals nachzuahmen und den Kampf gegen den Islam mit vereinten Kräften zu führen. Jede Nation beruft sich, statt freudig dem Kreuzesbanner Christi zu folgen, auf ihre besondern Aufgaben und ihre besondern Heiligen, wie wenn der Himmel eine Versammlung von heidnischen Göttern wäre, von denen die einen diese, die andern jene Nation begünstigen, so wie es Homer von den Griechen und Trojanern und Virgil von Aeneas und Turnus darstellt (4).

Auch der Teufel, der «Dämon», der in den Lusiaden als Doppelgänger oder Schattenbild des Bachus eine nicht unbedeutende Rolle spielt, erscheint schon in Barros Asia als Intrigant und Anstachler des rassenhaft-religiösen Widerstandes und der Handelsrivalität gegen Vasco da Gama (5), und Albuquerque (6).

Es ergibt sich also, dass nicht nur die Einführung paganer Elemente, sondern die Vermischung derselben mit stark christlichen Anschauungen bei der Darstellung der Entdeckungs- und Eroberungslaufbahn der Portugiesen nicht erst bei Camões, sondern schon bei Barros vorkommt und wahrscheinlich in Camões

(1) Barros, *Déc. II*, liv. iv, cap. iv.

(2) Barros, *Déc. I*, liv. iv, cap. xi und xn.

(3) Barros, *Déc. I*, liv. ix, cap. ii, *Déc. II*, liv. iii, cap. 3.

(4) Barros, *Déc. I*, liv. ix, cap. ii.

(5) Barros, *Déc. I*, liv. iv, cap. ix.

(6) Barros, *Déc. II*, liv. v, cap. xi.

empfänglicher Dichterseele durch die Lektüre der «Asia» angeregt wurde. Ferner ergibt sich schon aus einer oberflächlichen Vergleichung der beiden Werke, dass bei Barros der christliche Missions- und Kreuzzugsgedanke die antiken Reminiscenzen und Parallelismen überschattet, während Camões die christliche Anschauungsweise bewusst etwas zurückgedrängt, den Hauptakzent auf die antik-heroische Stilisierung des Stoffes gelegt und das klassizierend-epische Gewand seines Epos mit echtem Griechen- und Römergeist erfüllt hat.

Dass diese Arbeit des Dichters der *Lusiaden* nicht ein blosses Virtuosenstück humanistischer Frisur ist, sondern der Erkenntnis einer tiefen Wahrheit und dem Bedürfnis, diese Wahrheit—nämlich dem historisch-monumentalen Heldentum der Männer, die das portugiesische Seereich schufen—ein überzeugendes und die Zeiten überdauerndes literarisches Denkmal zu setzen, entsprungen ist, ersehen wir am besten bei einer Prüfung der Frage, weshalb sich denn Camões, da das grandiose Werk des Historikers Barros über die Gründung des portugiesischen Seereiches schon vorlag und die Taten der Entdecker und Eroberer in würdiger Form verewigte, entschloss, den Annalen des Geschichtschreibers ein episches Lied (das doch im Grund keinen andern, nur denselben Zweck erfüllen konnte) folgen zu lassen.

Was wollte Camões über Barros hinaus erreichen, und was bietet sein Epos mehr als die «Asia»? Was empfand Camões bei der Lektüre des Geschichtswerkes als Mangel, und was tat er um diesen Mangel auszugleichen?

Niemand wird, wenn er sich klar macht, dass die «Asia» des Barros schon existierte und zum Teil schon veröffentlicht war, als Camões Hand an seine *Lusiaden*epos legte, bestreiten, dass die Stellung dieser Fragen wohl berechtigt ist. Es ist eigentlich seltsam, dass sie nicht schon lange gestellt und beantwortet worden sind, denn die Antwort lässt sich aus Barros ersten zwei Decaden nicht unschwer eruieren. Die *Lusiaden* des Camões gehen, nach dem zu urteilen, was sie über Barros hinausbieten, offenbar auf einen doppelten Anstoss, auf eine zweifache Anregung, die Camões bei der Lektüre der beiden ersten a. 1552 gesondert herausgegebenen Decaden der «Asia» empfing, zurück.

Im 11. Kapitel des IV. Buches der ersten Decade kommt Barros bei Gelegenheit des Berichts von der Aufstellung des letzten Padrão (Wappenpfeiler), den Vasco da Gama als Mark und Merk- und Denkstein seiner denkwürdigen Fahrt aufstellte, darauf zusprechen, wie wenig ruhmredig, wie wortkarg und nüchtern diese Männer der grossen Entdeckungszeit gewesen seien, fast so knapp im Ausdruck wie die Lakonier der Thermopylenschlacht. Handeln galt bei ihnen mehr als Schwatzen. Obwohl sie mehr und Schwierigeres geleistet haben als Hercules, die Argonauten und Aeneas, finden sie es nicht für nötig, davon als von etwas besonderem zu reden, Aufhebens davon zu machen, sich in monumentale Positur zu stellen und sich bewundern zu lassen oder sich gar selbst zu rühmen. Und weil sie selbst nicht von sich redeten und nicht hören wollten, dass andre von ihnen und ihren Taten redeten, hat ihre Leistung nicht die genügende Anerkennung und Würdigung und Beispielskraft gefunden. Barros vermisst also angesichts denkwürdiger Taten bedeutender Männer eine ihrer Schönheit entsprechende, gebührende Formulierung. Er stellt fest, dass in dieser Geschichte Stoff zum Liede da sei, dass aber der Sänger fehle. Hier setzt nun Camões ein. Es ist wirklich nicht recht, sagt er sich, dass diese Taten, deren Grösse er in seinem Zeitabstand eben am besten zu ermessen vermag, unbesungen sind. Sie verdienen in der Tat Ehre und Ruhm. Ich will es unternehmen, ihr Herold zu werden und ihrer dankbaren Würdigung die gebührenden Worte zu verleihen.

Das zweite Moment des Anstosses findet sich im 1. Kapitel des VII. Buches der II. Decade, wo Barros darauf aufmerksam macht, dass die portugiesischen Heroen der Entdeckungszeit nicht so sehr, wie ihre griechischen und römischen Vorbilder mit den Menschen rangen, sondern mit dem göttlichen Element des Meeres, und dass sie nicht bloss Länder und Völker besiegten, sondern die See selbst, die furchbarste Gewalt der Natur, ihrem Willen unterwarfen. Diesen Sieg des Menschen über die ozeanische Naturgewalt darzustellen war nun offenbar die Hauptabsicht des Dichters bei der Abfassung seiner Lusiaden. Darum verzichtete er — abgesehen von kurzen historischen Digressionen, rühmenden Erwähnungen und Hindeutungen — auf eine « Erzäh-

lung» der Eroberungs- und Gründungsgeschichte des portugiesischen Seereiches. Er unterliess es einen an sich epischen Hergang so zu berichten, dass die aufeinanderfolgenden Geschehnisse im natürlichen Fluss der pragmatischen Bewegung dahinzuströmen und in mächtigem Anschwellen eigener Kräfte aus einander hervor zu fluten scheinen.

Er sah ab von seelischer Motivierung, vom pittoresken Detail des Geschehens, vom Singular-Merkwürdigen des einzelnen Menschenschicksals. Er verschmähte es uns durch die Einfügung der einen oder andern Perle aus dem Schatz charakteristischer Anekdoten von Pacheco, Almeida, Albuquerque und Castro einzelne Persönlichkeiten individuell greifbarer zu machen und menschlich näher zu bringen. In allem, was das Menschliche, Pragmatische, das Konkrete und Technische angeht, bieten Castanheda und Barros oder selbst ein trocknes Itinerarium, ein Roteiro, mehr. Man könnte sogar behaupten, Camões habe sich eben dadurch als im Grund seines Wesens unepisch erwiesen, dass er aus der ganzen indischen Expansionsgeschichte das episch undankbarste, weil monotonste Teilstück zur besonderen Behandlung ausgewählt habe, eben die monatelange Seefahrt Vasco da Gamas. Aber es ist ganz klar, dass Camões durch diese Aenderung von Standpunkt, Einstellung und Beleuchtung, durch dieses Umgruppieren der historischen Bausteine und durch die Verschiebung ihrer Proportionen etwas wertvolles Neues erreichen wollte und tatsächlich erreichte. Was den Leser eines Geschichtswerkes und namentlich eines annalistisch angelegten, (solcher Art sind aber die Werke Castanhedas und Barros') immer schwer fällt, sich ein Gesamtbild vom grossen historischen Akt eines Volkes, von einer Leistung oder einer Katastrophe zu machen, (sagen wir von einem Eroberungskrieg, von der Entwicklung einer Staatsform, von einer Revolution und dergl.) das hat uns die poetische Vision des Lusiadendichters vorbildlich leicht gemacht. Er hat uns die historische Gesamtleistung des Portugiesenvolkes in einer solch genialen Verkürzung dargestellt, dass wir sie erst im Spiegel seiner Lusiaden als geschlossene, mit einem Blick zu überschauende und ein für allemal einpräglige Einheit erfassen.

Sein Hauptverdienst beruht also darin, dass er den Stoff der

historisch denkwürdigen Leistungen Portugals auf eine seiner Grösse und unserer Auffassungskraft entsprechende Form gebracht, dass er ihn gemäss den Gesetzen geistiger Optik präpariert und dadurch erst vollauf geniessbar gemacht hat. Wir lassen uns also den Wegfall ablenkender oder verwirrender Details gern gefallen, weil dadurch das Ganze an Wucht und Einheit gewinnt. Wir vermissen den Reichtum von Persönlichkeiten und Einzelbegebenheiten, der uns in den Gallerien des Barrosschen Werkes beschert wird, bei Camões gern, weil die einzige Seefahrt Vasco da Gamas als das typischste und wesentlichste Stück portugiesischen Seeheldentums in seiner alles Einzelne beherrschenden Grösse und Eigenart dafür um so besser zur Geltung kommt und uns um so eindrucklicher bleibt. Es entspricht einer tiefern historischen Wahrheit, dass die Episoden von Portugals Frühgeschichte und der spätern indischen Eroberungskriege sich nur wie schmückendes Rankenwerk um den grandiosen Gestus dieser Seefahrt schlingen.

Auch die angefochtene «Göttermaschinerie» hat in der Oekonomie des Gedichtes ihre wohlüberlegte Wirkung. Indem Camões die Portugiesen den Neid des Bachus und die elementare Wut des Neptun bekämpfen und überwinden lässt, indem er ihnen die Gunst der Venus gönnt und sie dem Weltenschicksalsplan Jupiters unterwirft, indem er die Kühnheit der Seehelden mit dem Liebesbund der Nereiden belohnt, macht er die Entdeckungsfahrt Gamas zu einer *welthistorischen Tat*. In solcher Fassung erscheint uns das portugiesische Volk als der Träger einer *welthistorischen Mission*. Dadurch dass Camões die Portugiesen als ein auserwähltes Volk darstellt, dessen hohes Streben die *göttlichen Weltenlenker* direkt und angelegentlich beschäftigt, deren grosse Taten die *Weltordnung* erschüttern, und mit denen die *Götter* ihre besondern Pläne haben, hat er einerseits seiner Nation das nationale Bewusstsein geschärft und andererseits den Ereignissen der portugiesischen Geschichte des beginnenden 16. Jahrhunderts den Charakter einer Monumentalität verliehen, den sie bei Barros noch nicht haben.

Es ergibt sich also, dass alles, was wir bei Camões als über den historischen Bericht des Barros hinausgehend, als virgilisch-

episch bezeichnen können, die Reduktion und Vereinfachung des komplizierten maritimen Vorgangs auf das eine Hauptmotiv der Seefahrt Gamas, die novellistische Einschiebtechnik d. h. die Unterbringung denkwürdiger Einzelakte im Rankenwerk erzählter Episoden, die Göttermaschinerie, die Heldenschau, die Ornamentik der Anspielungen an antike Mythen, Sagen und Geschichte und der feierlich gehaltene Stil dem zweifachen Zweck dienen, den Gesamtvorgang in einheitlicher Geschlossenheit und in monumental bestimmt ausgeprägter Würde der Form erscheinen zu lassen.

Was aber die *Lusiaden* in zweiter Linie noch viel stärker vom Bericht des Historikers unterscheidet, das ist der lyrische Odem, der sie beseelt. Das Gedicht ist dank der melodischen und rhythmischen Schönheit seiner ariostischen Vers- und Strophenmusik, und vermöge des ungeduldig über die Ereignisse und Persönlichkeiten der Geschichte wegeilenden Temperamentes des Sängers eher ein Hymnus als ein Epos, es ist eher eine Naturschilderung als ein Lied vom Leben und Treiben der Menschen. Es preist eher den Ruhm von Helden und die Grösse ihrer Tat, als dass es die Taten referiert und uns die Helden aus ihren Taten kennen lernen lässt. Es kann die Geschichte des Barros in keiner Weise ersetzen; aber es besitzt im Unterschied zum spanischen Epos der «*Araucana*», das drei Jahre vor den *Lusiaden* erschien, den Vorzug, dass es den Leser sich nicht im Urwald unabsehbarer Einzelgeschehnisse verirren lässt. Es ist ganz klar, dass der aktuelle Charakter der *Lusiaden* hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben ist, dass Camões den Seeweg Gamas selbst zurückgelegt hat, und dass seine Schilderung der Fahrt ein Stück Selbsterlebnis ist.

Wir verkennen nun nicht, dass im Vergleich mit rassenreinen Mustern der epischen und lyrischen Dichtgattung die *Lusiaden* unter ihrem Zwittercharakter leiden.

Aber es geht auf keinen Fall an, ein Ding, das nicht in vorhandne Kategorien passt, nur deshalb, weil es sich nicht in die vorgesehenen Fächlein fügt, zu verwerfen. Um so mehr, da die Literaturgeschichte mindestens *einen* Dichter ersten Ranges kennt, dessen Schöpfungen ähnlich wie die des grossen Portugiesen

episch-lyrischen Mischarakter tragen, wir meinen den Griechen *Pindar*.

Pindars Dichtungem sind Epinikien d. h. Siegesgesänge, Lieder der Anerkennung und Ehrung von Fürsten, die an sportlichen Wettspielen den Sieg davongetragen hatten. Nichts hindert uns, die *Lusiaden* als ein «Epinikion» zu Ehren des portugiesischen Volkes aufzufassen; ich glaube kaum, dass sich eine bessere Vessensbezeichnung für dieselben finden liesse.

Aber die Verwandtschaft zwischen Camões und Pindars poetischem Schaffen beschränkt sich nicht auf den Zufall, dass beide Epinikien dichteten. Camões war seinem inneren Wesen nach der Pindar Portugals. Wie Pindar hat er in einer Zeit rasender politischer und wirtschaftlicher Expansion, der Bereicherung, des Zerfalls der Sitten und der Degeneration die Gestalten und Ideale der heroischen Gründerzeit aus der Vergangenheit heraufbeschworen und dem leichtlebigen Geschlecht der Epigonen von Aristokratie, Pflicht und Hochsinn gesprochen. (Vergl. U. v. Wilamowitz-Moellendorff, *Die griechische Literatur des Altertums* in P. Hinnebergs «Die Kultur der Gegenwart» Teill. Abt. VIII. 3. Aufl. Teubner, Leipzig, Berlin, 1912. S. 52, — E. Bethe, *Griechische Lyrik*, (736. Bändchen der Sammlung: *Aus Natur und Geisteswelt*). Teubner, Leipzig und Berlin, 1920, S. 85). Der jesuitische Literaturhistoriker Alexander Baumgartner rühmt im 3. Band seiner *Geschichte der Weltliteratur*, (*Die griechische und lateinische Literatur des klassischen Altertums*, 3. u. 4. Aufl., Herder, Freiburg i. Br. 1902.) der Poesie Pindars nach, dass sie (S. 123.) religiöse Weihe, episch-nationalen Gehalt, künstlerische Formvollendung und poetischen Schwung vereinige. Alles das trifft auch auf Camões zu. «Die Gestalten, die das Lied verherrlicht», sagt Baumgartner weiterhin (S. 127) von Pindars Lyrik, «gleichen an plastischer Schönheit den Göttern und Helden, die in Erz und Marmor gebildet, auf die zahllosen Zuschauer herniederblicken, und die darum der Dichter unwillkürlich mit in sein Lied hineinzieht, nicht in langer epischer Erzählung, sondern nur in inhaltsreicher Andeutung, wie sie hinreicht, um das Lob des Siegers und den Ruhm des Volkes zugleich mit Erinnerungen der Vorzeit und mit den Unsterblichen selbst zu verbinden».

Diese Worte könnten fast unverändert auch von Camões Dichtung gesagt werden, denn auch der Portugiese verwebt sittlich-religiöse Mahnungen und Ideale mit epischen, bald historischen, bald mythischen Stoffen. Auch er lässt die Mären von Taten und Helden einer jüngsten Vergangenheit und einer hehren Vorzeit im flammenden Glanz subjectiv lyrischer Begeisterung erstrahlen. Auch er entzieht sich nach Belieben wieder und wieder dem gleichmässig hinflutenden Strom des epischen Geschehens, indem er nur die eine oder andre hervorragend schöne Situation, den einen oder andern feinen Moment mit dem Licht seiner Poesie beleuchtet und das Dazwischenliegende bloss flüchtig andeutet. Pindars wie Camões Heldenlied ist nicht individuell nuanciert, sondern allgemein, unpersönlich gehalten. Pindars wie Camões' Helden sind Typen: alle gleich beseelt von Ruhmbegierde und darauf bedacht, sich im Kampf mit andern zu messen und sie zu besiegen. Ihre Haupteigenschaft ist die «arete», eine gottbegnadete physische, moralische und intellektuelle Ueberlegenheit über die Masse der Mitmenschen (Pindar, Nem. x. 53 und Isthm. iii. 6.) (1). Aehnlich wie Camões seinen Helden zum Lohn für ihre Mühen Zutritt zu den Inseln der Seligen gewährt, führt Pindar mehr als einmal seine dem Ideal edler Männlichkeit nachstrebenden Ritter nach dem Beispiel des Herakles auf die Höhem des Olymp. (Vergl. die 3. isthm. Ode:

«Er hat zum Olympos empor sich geschwungen,
Nachdem er die Ränder des Erdenrundes
Und die See durchmessen, so weit sie brandet und blauet,
Den Schiffen die Pfade befriedend.
Nun lebt er beim Vater, dem Schwinger der Blitze,
In Seligkeit.
Willkommen der Götter empfing den Genossen
Und Hebe den Gatten.
So wohnt er im Himmel im güldenen Schlosse
Als Heras Eidam».

(Wilamowitz).

und lässt sie an den Wonnen der Unsterblichkeit teilhaben.

(1) Vergl. Herm. Fränkel, *Pindars Religion* im 1. Heft des 3. Bandes der Antike, W. de Gruyter Co., Berlin und Leipzig, 1927, S. 43.

Vergl. die 2. olymp. *Ode*, v. 61. ff. wo es von der Insel der Seligen heisst:

«Wo lind atmend rings
Um der Seligen Gefild
Des Meeres Lüfte wehen, wo
Duftig Goldblumen hier
Am Strand leuchten von den Höhn
Glänzender Bäume, dort
Des Quells Fluten entspriessen,
Mit deren Kranzgewind sie
Sich Arm umflechten und Haupt.»

(Donner.)

Wie Camões hat Pindar die Tugenden der Treue, der Pietät, der Gastfreundschaft, des menschlichen Erbarmens, der Pflichtfestigkeit, der Gerechtigkeit, freigebiger Hoherzigkeit und ehrfürchtiger Frömmigkeit gefeiert. Wie der Sänger der *Lusiaden* hat Pindar der Ueberzeugung Ausdruck gegeben, dass der Held und der Dichter auf einander angewiesen seien und zusammengehören:

«Nestors und Sarpedons Namen
Klingen noch hell in den Ohren der Menschen:
Dichterwort
Hat ihr Gedächtnis gegründet
Menschengrösse
Dauert allein in dem klingendem Liede
Weniger, Auserwählten erreichbar.» (1)

(v. Wilamowitz.)

Anregungen zu diesem Poetenbewusstsein konnte Camões aus den Römeroden des Horaz (Buch III. 1-6, *Ode* und 30. *Ode* «Exegi monumentum»), aber auch aus Martial (VIII. 3, 5.), Propertius (III. 2, 17. ff.) und Ovid (Metam. XV. 871.) empfangen haben.

Aber es ist einerseits klar, dass diese römischen Dichter selbst vom Geiste Pindars zehren, und dass Camões an Gesinnung und Begabung, was seine poetische Aufgabe und seine soziale Stellung anbetrifft, dem Griechen näher steht als den zi-

(1) Vergl. Camões, *Lus.*, v, 92 ff., 97 ff.

tierten Römern. (abgesehen etwa von Horaz.) Die Stellen, an denen Pindar, gestützt auf den Gedanken: «Was wäre Achill ohne Homer?», die Tatsache betont, dass der Mann der Tat seinen Ruhm und sein Fortleben dem Sänger verdankt, sind ausserordentlich zahlreich (1), er fühlt sich wie Camões als der Prophet der Musen und als Herold des Ruhms. (Olymp. II. 154, Nem. V. 1.)

Es ist also nicht richtig, wenn man Camões einseitig nur als Erben und Vertreter der epischen Kunst Virgils bezeichnet, er ist ebenso sehr Träger der lyrischen Epinikienpoesie Pindars. Merkwürdig ist allerdings, dass es sich bis jetzt nicht nachweisen lässt, dass er den griechischen Sänger des Siegesliedes mit Wissen und Willen nachgeahmt hat. Und noch merkwürdiger, dass bis jetzt kein Philologe darauf verfallen ist, den peinlichen Nachweis zu leisten, Camões sei ein Pindarianer. Wir sind nicht überzeugt, dass Camões den Pindar nicht direkt gekannt hat; der seltsame Thebaner gehörte freilich wegen der Schwierigkeit seiner Metren und seines sprachlichen Ausdruckes damals so wenig als heute zu den gelesenen Schul- und Kollegiumsautoren. Die Ähnlichkeit der beiden beruht also nicht auf äusserer Fühlungnahme, sondern auf tieferer geistiger Verwandtschaft. Beide hatten dieselbe Gabe und dasselbe Bedürfnis das, was sie zum Gegenstand ihrer poetischen Betrachtung machten, zu adeln und zu verklären (2). In wie hohem Mass und mit wie vollem Récht es von Camões gilt, beweist nichts so deutlich wie Camões Behandlung seines grossen Selbsterlebnisses, der Seefahrt nach Indien. Was eine solche Seefahrt unter den damaligen Verhältnissen-realistisch oder naturalistisch betrachtet-war, das zeigen die vielen Roteiros, die Notizen G. Correias',

(1) Vergl. vor allen Pyth. VI, 10. und IV, Olymp. XI, Nem. VII, Isthm. IV.

(2) Vergl. E. Bethe, *Griechische Lyrik*, S. 78, und Herm. Fränkel, *Pindars Religion*, S. 60: «Pindar hat die Fähigkeit des Beseelens aller Kräfte und Dinge, des Erhöhens und Erlebens, die seinen Dichtungen den hinreissenden, mächtigen Zug und Schwung gibt. Die Gabe der Verklärung, die Gabe aus allen hohen und starken Dingen in jener und dieser Welt das innere Leuchten in sich hineinzutrinken und wieder auszustrahlen, weil er selbst Licht von gleichem Lichte ist, das ist Pindars legendigste Religion». Dasselbe hat von Pindar A. Baumgartner und von Camões Fr. Schlegel (a. a. 6.) hervorgehoben.

Barros' und Castanhedas, die Aufzeichnungen des Columbus, und des hl. Franz Xaver, die Memorabilien des Mendez Pinto und die von Oliveira Martins so effektiv verwendete Schilderung der Heimfahrt des D. Paulo (1) zur Genüge: ein fünf bis neun und mehr Monate dauernder Zustand widerwärtigen Zusammengepferchtseins mit einigen hundert Menschen in den engen Räumen eines auf dem Meere schwimmenden und von Stürmen umhergeschleuderten Holzkastens, ein Zustand, der durch anhaltende Entbehrungen und Krankheiten zur Tortur wurde, und den nur die verzweifelte Liebe des Menschen zum Leben und sein elementarer Trieb, selbst in der grössten Not noch auf eine Erlösung zu hoffen, erträglich machte. Welche Seelenkraft gehörte dazu, mit einem solchen Erlebnis, ich, sage nicht, sich zu versöhnen, sondern nur: sich abzufinden, welcher Schwung dasselbe zum Gegenstand der Erprobung sieghafter eigener Vitalität zu erwählen, um an ihm den Kampf des Menschen mit der Gewalt der Elemente und den Triumph des Geistes über den Stoff zu feiern! Und Camões hat das getan, und das Lied ist ihm gelungen. Kein geringerer als der Naturforscher Humboldt hat das bezeugt, (Kosmos, II. 58. ff. vergl. T. Braga. S. 52.) und ihn als Naturbeobachter und Seemaler gerühmt, der alle die wechselnden Erscheinungen des Luft- und Meeresbereiches, die Formationen der Wolkendecke, die atmosphärischen und meteorologischen Vorgänge, das Kräuseln der Wasserfläche im Wind und das Wüten der Wellen im Sturm, die Wasserhose und das St. Elmsfeuer, die Calmaria (Windstille) und den Scorbut zu schildern verstand. Diese Leistung des Dichters der Lusiaden hat aber nicht bloss einen hohen aesthetischen Wert; es kommt ihr eine über die national-portugiesische Geltung hinausreichen de kulturell- epochemachende Bedeutung für die Geschichte der ganzen Menschheit zu.

Im ganzen Altertum und im Mittelalter war das Meer ein Schrecken der Menschen. Die ganze Odyssee widerhallt von den Klagen des heimwehkranken Schiffers und von der Mühseligkeit der Heimkehr durch die gestreckten Wogen des ewig bewegten ruhlosen Meeres; wie ein stehendes Beiwort heftet sich ans Ver-

(1) F. de Almeida, *História de Portugal*, t. 1, s. 305 ff.

bum «Fahren» der participielle Ausdruck «betrübten Herzens.» Nicht anders reden die Athener der Tragödie vom Reiche des Poseidon (Vergl. z. B. Aeschylus' Agamemnon v. 551. ff. Euripides' Iphigenie in Tauris v. 392. ff. u. 1089. ff.).

Seit der Ueberbrückung der Dardanellen durch Xerxes gilt dem Griechen der Versuch das Meer dienstbar zu machen, als ein Frevel, als eine Provokation der Göttlichkeit, und die Römer haben diese Auffassung selbst für die merkantile Schifffahrt übernommen; (Vergl. Horaz, Carm. 13. Prop. Lib. 117, 13; III. 7; Ovid am. II. 11, 1.), noch Dante steht am Ausgang des Mittelalters mit seiner Behandlung des Ulisses im Bann dieser Anschauung.

Erst Heinrich der Seefahrer und die Entdecker der Renaissance haben den Schrecken des Meeres überwunden. Und in die Literatur d. h. ins geistige Bewusstsein ist dieser Triumph des Menschen eingezogen mit Camões. Nicht von Petrarca's Besteigung des Mont Ventoux (1), wie Jakob Burckhardt gemeint hat (2), ist die veränderte Stellung des modernen Menschen zur ihn umgebenden Natur zu datieren, sondern von Camões Lusiadenseefahrt an. Die Allegorie der Vermählung Gamas mit Tethys und seiner Seeleute mit den Nereiden bedeutet für die moderne Zeit nichts weniger, als dass von da an der Mensch durch die Mittel der Technik und der Wissenschaft ein Verbündeter und Herr der Natur geworden ist. Der Geist des Camões ist im Grund derselbe, der unsre heutige Kultur belebt, jener Geist, der die Tauchboote und Flugzeuge gebaut hat, der die beiden Eispole der Erde und den höchsten Gipfel des Himalaya zu Zielpunkten kühner Unternehmungen erwählt, der sich mit Vorliebe daran macht, gerade die schwierigsten und unmöglichsten Aufgaben, die ihm die Natur stellt, zu lösen, der sich in unsern Tagen auf dem Gebiet des Sportes geradezu in einer Orgie von Rekordleistungen versprüht.

(1) *Petr. Fam.* IV, 1, dessen karge Natursensationen übrigens zum guten Teil von Dante in seiner Schilderung der Besteigung des Purgatorium Berges vorweg genommen sind.

(2) *Kultur der Renaissance*, bd. II, s. 19.

Diejenigen, die also bei Camões das Problematische vermischen, mögen sich mit der Erkenntnis trösten, dass der Sänger kühner Seefahrer und der Interpret des rachegrollenden Adamastor die ganze Grösse und Tiefe jenes kulturhistorischen Problems gefühlt hat, das von den Dichtern der «aurea aetas» und der Prometheussage bis zu Rousseau, Goëthe, Schiller und Bern. Shaw alle denkenden Geister beschäftigt hat. Dass die Menschheit einerseits sich seit ihrem Anfängen bemüht die Natur zu überwinden, die Natur ihren Bedürfnissen und ihrem Geist anzugleichen und ihm dienstbar zu machen, dass dieser Kampf mit der Natur der wahre Inhalt der Menschengeschichte ausmacht, dass die Kulturleistung der einzige Fortschritt, das einzige Verdienst, die einzige Daseinsberechtigung des Menschen bildet.

Dass wir aber andererseits infolge unsrer Kulturarbeit zu Sklaven unsrer eignen Taten werden, dass wir im Kerker unsrer eignen Mühen und Errungenschaften die Lebenskraft und Lebensfreude verlieren, dass wir entarten und schliesslich die eigne Kultur unsres Geistes und unsrer Hände bestes Werk verfluchen und sehnüchtig nach dem natürlich wilden, freien Naturzustand zurückschauen.

Dass Camões die bange Frage nach dem Wert der menschlichen Kulturanstrengungen optimistisch beantwortete, raubt ihm in anbetracht seines eignen harten Schicksals zum mindesten nicht den Anspruch auf unsre Achtung.

Dass er uns in seinem Gedicht den Geist offenbarte, der das Zeitalter der Entdeckung und seine führenden Persönlichkeiten beseelte, lässt ihn uns als einen «Propheten» in der alten, echten Bedeutung des Namens erscheinen. Und dass er sich seinen Stolz und seine Freude am Singen und Sagen noch erhielt, als er auf jeden andern Stolz, auf alle andern Lebensfreuden und selbst auf alle Hoffnungen hatte verzichten müssen, das macht ihn uns rein menschlich zum teuersten Freund und Schicksalsgenossen unsres eignen Erdenstrebens.

